

Selbstlos

Vorsichtig pirscht der Jäger zum Hochsitz. Sauber hat er den Pirschpfad freigeräumt. Plötzlich knackt trotzdem ein Ästchen unter seinen Schritten – und „Bah! ... bah! ... bah!“ schreckt ein Stück Rehwild. Wer hat sich da nicht schon gefragt, warum das Stück seine Artgenossen warnt, sich selbst damit aber in große Gefahr bringt?

Welcher Jäger hat nicht schon von ahnungslosen Spaziergängern oder Jungjägern, die noch recht „grün hinter den Lauschern“ sind, folgende Klage gehört: „Ich sehe nie Rehe, aber andauernd bellen Hunde im Wald!“

Bei Wildtierarten in Lebensräumen, in denen der Sichtkontakt eingeschränkt ist, sind die geruchliche und stimmliche Verständigung der Artgenossen untereinander besonders wichtig. Das trifft für Rehwild zu, wobei Feldrehe in verschiedener Hinsicht abweichende Verhaltensmuster entwickelt haben.

Schreckneigung

Böcke und Geißen schrecken gleichermaßen, allerdings zeigen die Böcke eine größere Neigung dazu. Freilandforschung ergab, dass in 117 von 170 Fällen das schreckende Stück männlich war. Wenn man ein Stück Rehwild schrecken hört, besteht also eine Wahrscheinlichkeit von etwa sieben zu drei, dass es sich um einen Bock oder Jährling handelt. Das hängt damit zusammen, dass die Geißen den größten Teil des Jahres Kitze führen und verstärkt versuchen, sich möglichst unauffällig zu verhalten.

Freilich ist die „Schreckbereitschaft“ im Verlauf der Jahreszeiten unterschiedlich hoch. Im Frühjahr und Sommer ist die Reizschwelle niedriger und das Rehwild schreckt häufiger. Nach der

Brunft kommt die ruhige (bayerisch: „staade“) Zeit, das Rehwild ist heimlich, kommt nicht so oft in Anblick und zu Gehör. Beinahe möchte man meinen, es habe sich während

der Brunft auch stimmlich verausgabt. Die heimliche Lebensweise verstärkt sich später, mit Beginn des Laubfalls, noch weiter. Auch die Populationsdichte spielt eine Rolle: Bei höherer Bestandsdichte wird auch häufiger geschreckt. Kitze beginnen in der Regel mit etwa sechs bis acht Monaten zu schrecken. Das „typische“ Schrecken läuft etwa folgendermaßen ab: Wird ein Stück Rehwild auf eine Gefahr aufmerksam, die es nicht recht zuordnen kann, gibt es eine Serie von bellenden Warnlauten von sich und macht einige Fluchten Richtung Deckung. Dann verhofft es und schreckt

wiederholt in größeren Abständen. Dabei bewegt es häufig das Haupt auf und ab sowie nach beiden Seiten, um möglichst viele optische und geruchliche Reize wahrzunehmen. Gelegentlich wird mit dem Vorderlauf geplätzt. Bei Sichtkontakt mit einer Gefahrenquelle erfolgt hingegen meist sofortige Flucht.

Schreckforschung

Rehwildspezialisten wollten es noch genauer wissen und haben sich sozusagen als „Schreckforscher“ betätigt. Das Schrecken beginnt mit einem kräftigen, stark betonten Schrecklaut, gefolgt von einer Serie kürzerer, abfallender Laute,

lich im Frequenzbereich zwischen 0,25 und 2,7 Kilohertz liegen. Erstmals wurden vom Rehschrecken sogenannte „Sonagramme“ erstellt, wie sie zur Wiedergabe von Vogelgesängen seit langem üblich sind (siehe Grafik rechte Seite). Rufe, Gesänge und andere Lautäußerungen der Tierwelt werden auf Tonband aufgenommen und die Frequenzen der Töne mit einem speziellen Schreiber auf Papier übertragen. Auswertungen ergaben, dass sich die „Schreckmuster“ von Böcken und Geißen unterscheiden. Bei männlichen Stücken sind zum Beispiel die Einzeltöne des Schreckens beim Verhoffen deutlich länger als bei weiblichen. Aber auch in Hinblick auf das

was als „Stakkato-Schrecken“ bezeichnet wird. Das Schrecken beim Verhoffen besteht dagegen meist aus einzelnen lauten „Bellern“, die ziemlich regelmäßig etwa 14 Mal pro Minute erfolgen und hauptsächlich

Frequenzspektrum sind Unterschiede zu erkennen. Damit haben die alten, erfahrenen Rehwildjäger also die Bestätigung ihres praktischen Wissens sozusagen „schwarz auf weiß“!



oder egoistisch?



Zurück zur eingangs gestellten Frage: Geschieht das Warnen von Artgenossen aus Selbstlosigkeit (der Verhaltensbiologe nennt dies „Altruismus“ im Gegensatz zum „Egoismus“), oder hat der „Warner“ einen Vorteil? Fachleute vertreten die Auffassung, dass es im Tierreich nie reine Uneigennützigkeit gibt, sondern dass hinter jeder Form der Zuwendung oder Hilfe immer ein – oft nicht auf den ersten Blick erkennbarer – „egoistischer“ Beweggrund steht.

Aufopferung?

Das klassische Beispiel der Verhaltenskunde sind die Arbeiterinnen im Bienenstaat. Ohne eigene Nachkommen zu haben, pflegen sie „aufopferungsvoll“ die Brut der Königin. Genauere Untersuchungen haben ergeben, dass bei der Honigbiene besondere genetische Verhältnisse herrschen. Die Arbeiterinnen sind mit ihren heranwachsenden weiblichen Geschwistern näher verwandt (zu 75 Prozent) als sie es mit eigenen Nachkommen wären (die üblichen 50 Prozent). Also dient ihre scheinbare „Aufopferung“ in Wirklichkeit dem Fortbestand ihrer eigenen Gene.

Ebenfalls ein gutes Beispiel ist das Schrecken des Rehwilds: Ein Stück warnt alle Artgenossen im Hörbereich, gibt damit aber gleichzeitig seinen genauen Standort preis. Wildforscher fanden heraus, dass solche „Warner“ im Tierreich ein stark erhöhtes Risiko haben, Opfer eines Beutegreifers zu werden. Für die Zahlenbilanz des Bestands dagegen tun sie etwas Vorteilhaftes: Ein Stück wird zwar erbeutet, aber mehrere andere Rehe überleben. „Opfert“ sich der „Warner“ also aus Selbstlosigkeit, um die anderen Stücke zu retten?

Weiteres Forschen brachte Interessantes zu Tage: „Warner“ gibt es bei weitem nicht bei allen Tierarten. Wenn eine Art ein Warnsystem praktiziert, lebt sie entweder in einem engen sozialen Verband wie zum Beispiel einem Rudel, oder zumindest so, dass

nahe verwandte Tiere sich auch räumlich im näheren Umfeld befinden. Letzteres trifft für das Rehwild zu. Wenn also ein Stück warnt und dabei selbst ums Leben kommt, hat es durch die überlebenden „Verwandten“ trotzdem mehr von seinen Genen gerettet, als wenn es „den Äser gehalten“ und selbst überlebt hätte; denn ohne seine Warnung wären womöglich gleich mehrere verwandte Stücke beziehungsweise sogar Nachkommen erbeutet worden. Also „Warnen aus Egoismus“? Natürlich nicht bewusst, aber im Sinne des Fortbestands der eigenen Gene sehr effektiv.

Das Schrecken beim Rehwild hat allerdings auch noch andere Funktionen. Manche interpretieren es als Meldung an den Beutegreifer, dass er ausgemacht wurde und eine weitere Verfolgung daher zweck-

Böcke schrecken häufiger als Geißen und es hängt anders.

los ist. Offenbar ist es auch ein Teil des Territorialverhaltens: Wurde Rehschrecken bei einem Freilandversuch im Juli und August in einer Entfernung von 50 bis 100 Metern von Bockterritorien, die durch Radiotelemetrie bekannt waren, vom Tonband abgespielt,

Literatur: Andersen, R., P. Duncan & J. D. C. Linnell (Hrsg.), 1998: The European Roe Deer: The Biology of Success. Scandinavian University Press Oslo.

reagierten alle „beschallten“ territorialen Böcke innerhalb einer Minute ihrerseits mit Schrecken und taten damit kund, dass sie ihr Territorium überwachten. Nicht zuletzt scheint es sich auch einfach um eine innerartliche Kommunikation zu handeln. In knapp einem Fünftel der Fälle stimmen in das Schrecken eines Stücks ein bis fünf, im Mittel zwei bis drei benachbarte Rehe ein, à la „Hier bin ich!“

Gundula Thor

Das „Stalkato-Schrecken“ beginnt mit einem betonten Laut, gefolgt von einer Serie kürzer und schwächer werdender Laute.

